

Die Boa und ich

Mercy Okojie

Die Boa und ich

Schulsatiren aus dem Neuen Deutschland

Mit Bildern von John Bridge

Verlag Traugott Bautz GmbH

Verlag Traugott Bautz GmbH

Cover-Motiv:

„Die Boa“ (Gouache auf Karton) von John Bridge

Bilder im Innenteil:

„Der Lektor“ (Tusche, Aquarell und Acryl)

von John Bridge

„Tod eines Geheimagenten“ (Gouache auf Karton)

von John Bridge

Satz & Layout:

Thomas Kunze

Impressum

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Okojie, Mercy

Die Boa und ich – Schulsatiren aus dem Neuen
Deutschland

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2020

ISBN 978-3-95948-458-9

© by Traugott Bautz GmbH

Inhalt

Heimatgefühle	11
Mord und Totschlag	16
Gustav von Aschenbach in der Schlangengrube	19
Dr. Z. auf Abwegen	30
Tod eines Geheimagenten	45
Der Verrat	52
Der Aufstand	57

„Was den demokratischen vom diktatorischen Faschismus unterscheidet, ist seine Neigung zu radikalen Verwaltungstakten statt zu Gewaltakten. Immerhin war es aber im Namen demokratischer Menschlichkeit, daß der Dichter Ezra Pound in einen eisernen Käfig gesperrt und öffentlich ausgestellt wurde.“

Helmut Salzinger

Heimatgefühle

Die Klassenlehrerin zu spielen, stellt eine besondere Herausforderung dar. Sobald sie den Klassenraum betreten hat, muß sie sich um alle Belange dieser Welt kümmern. Und sie muß Vater und Mutter ersetzen, die in Vergessenheit zu geraten drohen, bis sie am Elternsprechtag plötzlich in der Tür stehen und dreiste Fragen stellen. So etwa ein Vater, der wissen wollte, ob ich wirklich krank gewesen war – oder ob ich nicht doch in Nigeria ein neues Gospel-Video gedreht hätte.

In diesem Schuljahr nun hat mir die Chefin die 9a aufgedrückt – eine Jahrgangsstufe, mit der ich gute Erfahrungen gemacht hatte. Schüler einer 9. Klasse stecken zwar noch mit einem Fuß in der Pubertät, kommen aber doch allmählich zur Besinnung. Schon beim ersten Kennenlernen fiel mir ein Schüler auf, der George hieß und aus den USA stammte. Ein freier Geist, der ungewöhnliche Meinungen vertrat und von der Klasse wie ein bunter Vogel geliebt wurde. Trotz gelegentlicher postpubertärer Scharmützel herrschte ein sonniges Klima in der Klasse, in der ich mich wohlfühlen begann.

Zu den Geschäften einer Klassenlehrerin gehört auch das Verkünden des Stundenplanes, der einen geordneten Ablauf des Schulalltags gewährleisten soll. Ein trockenes Geschäft, sollte man meinen, aber in meiner Klasse löste es ein Erdbeben aus. Während

der Name der Lateinlehrerin Freudenschreie hervorrief, folgte dem Namen des Englischlehrers ein bedrohliches Aufstöhnen, das sich zu lautstarkem Protest steigerte. Es hagelte nur so Vorwürfe. Was warf man meinem armen Kollegen nicht alles vor: Er habe die Schüler nur unzulänglich auf Klassenarbeiten vorbereitet, Aufgaben formuliere er unverständlich und – überhaupt – er könne kein Englisch! So George, der Muttersprachler, allen Ernstes! Allenfalls von Google-Englisch könne bei den Verlautbarungen des Kollegen die Rede sein. Kurz und gut: Die Klasse verlangte einen anderen Englischlehrer und bat mich, bei der Chefin vorstellig zu werden. Da hatte ich ein Problem, denn mir schwante, daß all die Vorwürfe gegenüber dem Kollegen am Ende haltlos waren, den andere Schüler sogar verdächtigt hatten, ein Reichsbürger zu sein. Der Beamte ein Reichsbürger?! Das war dann doch zu abwegig, als daß man es hätte glauben mögen. Aber wurde nicht auch mir bei jeder Fehlstunde unterstellt, ich sei in Nigeria?

Was war zu tun? Da meine Reputation an der Erich-Mielke-Schule schon bedenklich angekränkelt und im Grunde nicht mehr zu retten war, sprach ich mir Mut zu und wollte meiner Rolle als Klassenlehrerin gerecht werden. Auch gedachte ich, dem roten Zettel in meinem Fach zuvorzukommen, mit dem die Chefin die Kollegen zum Gespräch vorzuladen pflegt. Bevor ich den Gang zur Boa antrat, sprach

ich selbstredend mit dem Kollegen, der etwas von einem Konfliktpotential murmelte. Tags darauf betrat ich die Höhle der Boa, die mich freundlich empfing. Allerdings verflog ihre Freundlichkeit, als sie erfuhr, worum es ging. Ich verstand: Der Kollege war ein Unberührbarer, der unter Denkmalschutz stand – eine Stellung, die ich in diesem Leben jedenfalls nicht mehr erlangen würde. Ich möge doch die Schüler bitten, ihre Vorwürfe zu verschriftlichen, beschied mich die Chefin und wies mir die Tür. Das tat ich, und die Liste war lang, die die Schüler da zusammenschrieben.

Wie viele andere Zeitgenossen zog ich mir zu Beginn des Herbstes eine üble Erkältung zu, die mich für zwei Wochen außer Gefecht setzte. Als ich meinen Dienst wieder angetreten hatte, lag ein roter Zettel in meinem Fach: Die Boa lud zum Gespräch. Wie schon so manches Mal in den zurückliegenden Jahren nahm ich vor der Chefin Platz, die hinter ihrem Schreibtisch die Stirn in Falten legte. Es mußte sich einiges angesammelt haben, soviel war klar. Zunächst stand besagter Englischlehrer auf dem Programm. Zu meiner Überraschung vernahm ich, daß nicht der Kollege, sondern ich, die Klassenlehrerin, das Problem sei. Ich hätte, so die Chefin, die Dinge ganz anders dargestellt, als sie in Wahrheit vorgefallen seien. Ich verwies auf die Liste der Schüler, die vor der Boa lag, die sie aber nicht aus der Ruhe brachte. Schließlich unterstellte mir die Chefin allen

Ernstes, ich hätte die ganze Campagne losgetreten, um mein Mütchen an dem Kollegen zu kühlen. Aber warum nur? Er hatte in meinem Leben schlichtweg keine Rolle gespielt. Wir pflegten ein gutes kollegiales Verhältnis und wechselten hin und wieder einige Worte. Was ging hier vor? Munter wurden von der Boa Tatsachen mir nichts, dir nichts auf den Kopf gestellt, daß einem Hören und Sehen verging. Aber damit nicht genug. Die Boa kam nun – ich fiel fast vom Stuhl – auf meine Krankheit zu sprechen, zog einen weißen Kittel an und klärte mich über die psychischen Ursachen meiner Erkältung auf, die doch auf der Hand lägen. Als ob ich ihre Diagnose bestätigen wollte, versagte mir die Stimme und ich räusperte mich heftig. Nun zog sie den weißen Arztkittel aus und legte das bunte Gewand der Sozialarbeiterin an: Offenbar würde ich mich nicht wohlfühlen an der Erich-Mielke-Schule, was auch damit zusammenhänge, daß es mir nicht gelungen sei, mich in die Schulgemeinschaft zu integrieren. Zudem hätten sich Kollegen bei ihr beschwert, daß ich sie nicht grüßen würde, ganz abgesehen davon, daß ich meinen Unterricht mit Lehrbüchern bestritte. Wie – auch das war verboten?! Ich war sprachlos: Wozu schafft die Schule für teures Geld Lehrbücher an, wenn man sie im Unterricht nicht benutzen soll?! Die Liste der Vorwürfe war lang, allzu lang, und ich kam mir vor wie Hering in Chaplins *Großem Diktator*, dem Hynkel alle Orden von der Brust

reißt. Am verblüffendsten allerdings war die Rüge der Boa, ich hätte bislang jedes Engagement für die Erich-Mielke-Schule vermissen lassen – eine Rüge, die geradezu surreale Züge trug. Denn war nicht vor drei Tagen Gustav von Aschenbach, einer der bedeutendsten Schriftsteller unseres Landes und Träger des Thomas-Mann-Preises, in der Erich-Mielke-Schule im Beisein der Boa aufgetreten und hatte eine grandiose Lesung hingelegt – eine Veranstaltung, die ich angeregt und organisiert hatte und die ohne meine langjährige Bekanntschaft mit dem Autor nie zustande gekommen wäre?

Der Auftritt der Boa war zweifellos grandios, denn zum ersten Mal hatte sie ihr wahres Gesicht gezeigt. Ich hätte sie wegen Mobbing anzeigen können, aber so einfach lagen die Dinge nicht. Denn endlich, das fühlte ich, hatte ich meine Heimat, Nigeria, wiedergefunden und war auf eine viel tiefere Weise integriert, als die Chefin es sich je erträumen würde. Das von der Boa als offen und freundlich angepriesene Kollegium war in einer Weise von Spitzeln und Denunzianten unterwandert, daß es für eine Nigerianerin eine Wonne war, hier mitzutun. Und nicht ohne Grund war der Name des ehemaligen Ministers für Staatssicherheit der DDR der Schule in einem feierlichen Festakt verliehen worden – desjenigen Ministers also, der – ähnlich wie die Boa – von einer tiefen Liebe zu seinen Untergebenen beseelt war.

Mord und Totschlag

Das Fach Ethik wurde für Schüler eingeführt, die sich von der Religion losgesagt hatten und in den Freistunden in der Stadt herumliefen. Und weil man befürchtete, sie könnten auf diesen Streifzügen auf dumme Gedanken kommen und Läden überfallen oder den einen oder anderen Passanten abstechen, so beschloß man, sie mit moralischen Fragen zu traktieren, damit auch die Ungläubigen wissen, wie sie sich zu verhalten haben. Aber im Laufe der Zeit bemerkte ich im großstädtischen Gymnasium, in dem sich auch sogenannte Migranten einfanden, eine schleichende Unterwanderung meines Ethikunterrichts durch Gläubige. Als ich in einer elften Klasse einmal das Thema Religion behandelte und die Frage aufgekomen war, wer sich zu den Gläubigen und wer sich zu den Ungläubigen rechne, standen unaufgefordert alle Gläubigen auf und nahmen auf der rechten Seite des Raumes Platz, alle Ungläubigen aber auf der linken Seite – wobei der Plural einen falschen Eindruck erweckt: Es gab nämlich nur eine einzige ungläubige Schülerin, und die stammte aus Deutschland. Die gläubigen Schüler waren Kinder von Einwanderern: Muslime, orthodoxe Christen und Afrikaner, die einer Freikirche angehörten. Damals beschlich mich der Verdacht, daß sich im Ethikunterricht die Gläubigen einfanden und der Religionsunterricht ein Sammelbecken der Ungläubigen war.

Das sollte sich freilich ändern, als ich meinen Dienst an der Erich-Mielke-Schule aufnahm. Hier auf dem Land weht in Sachen Religion ein eisiger Wind, und ich bin dankbar für jede Muslima, die sich in meinen Unterricht verirrt hat und die ich als Verbündete begrüße. Hatte mir nicht Asfa-Wossen Asse-rate, der äthiopische Prinz, einmal eine Anekdote aus seiner Heimat erzählt, die von der brüderlichen Verbundenheit von Muslimen und Christen Kunde gab, so verfeindet sie auch zuweilen sein mochten? Als in Addis Abeba eine Kirche abgerissen werden sollte, waren es Muslime, die sich schützend vor das christliche Gotteshaus stellten und den Abriß verhinderten.

Was nun meinen Ethikunterricht angeht, so nutze ich die Vorgaben des Kultusministeriums weidlich aus und behandle in jeder Klasse Religionen – sehr zum Verdruß der Ungläubigen, die ja gerade vor dem Religionsunterricht die Flucht ergriffen haben, um von Gott unbehelligt zu sein. In den meisten Fällen vollzieht sich die Auflehnung gegen die Götter durch spärliche, gelangweilte Teilnahme am Unterricht. Doch lernte ich kürzlich auch eine militante Variante kennen, die mir zu denken gab.

Hin und wieder sollte man mit den Schülern die mündlichen Noten besprechen, die ihre Beteiligung am Unterricht widerspiegeln. Man kann die Besprechung in aller Öffentlichkeit – vor der ganzen Klasse – inszenieren oder aber im Geheimen vor der Tür.

Es macht allerdings keinen großen Unterschied, da jeder Schüler seine Note beim Betreten der Klasse sogleich lauthals verkündet, was eine Unruhe auslöst, die sich zuweilen zum Tumult steigert.

Nichtsahnend rief ich eine Schülerin nach draußen, die mir im Unterricht nicht weiter aufgefallen war. Bevor ich meine Stimme erheben konnte, um sie nach ihren Wünschen zu fragen, baute sich das blasse Gesicht vor mir auf und hielt mir einen Zettel unter die Nase, der vom Kultusministerium stammte. Verdutzt blickte ich auf das Blatt, auf dem Lerninhalte des Faches Ethik standen. Nun fixierte mich das Bleichgesicht mit brennendem Blick und unterzog mich einem Verhör, das der Erich-Mielke-Schule alle Ehre machte: Warum wir uns in Ethik mit Religionen beschäftigten? Noch nie habe sie etwas von Religionen gehört, vor allem nicht in Ethik. Kein anderer Ethik-Lehrer belästige die Schüler mit Religionen – sie habe sich erkundigt! Meinen Hinweis, daß Religionen auf dem Lehrplan stünden, überhörte die Besessene, deren Eifer fanatische Züge annahm. War das noch eine Schülerin, die da vor mir stand? In Nigeria hätte man für sie gebetet. Wahrlich – unsere Erich-Mielke-Schule war eine einzige Schlangengrube!

Gustav von Aschenbach in der Schlangengrube

Das Verhältnis von Leben und Kunst hat mir schon immer keine Ruhe gelassen. Gerne spricht man von autobiographischen Zügen eines Werks, in denen sich das Leben des Autors niedergeschlagen habe. Dann wieder gibt es völlig aus der Luft gegriffene Geschichten – reine Ausgeburten der Phantasie –, die mit dem Leben ihres Schöpfers nicht das geringste zu tun haben. Wenn es sich aber bei dem Autor um einen Einfaltspinsel handelt, der weder phantastische Welten zu erschaffen vermag noch sein Leben phantasievoll auszuschnücken versteht, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als Geschehenes mehr oder weniger wahrheitsgetreu wiederzugeben. Das mag zuweilen zu unschönen Ergebnissen führen, wie es bei meiner Erzählung *Das Ende* der Fall ist, in der der Dichter Richard Golding als Rassist enttarnt wird, obwohl er im Grunde gar keiner ist.

Wer sich auf das Leben einläßt, darf sich nicht wundern, wenn das Leben zurückschlägt. So kam das dicke Ende zwischen Golding und mir erst, nachdem er *Das Ende* gelesen hatte – das ihm mein Lektor freilich in der Hoffnung hatte zukommen lassen, das Zerwürfnis zu vereiteln: ein Unterfangen, das bis zum heutigen Tage seiner Vollendung harret. Leben und Kunst scheinen unversöhnlich in Fehde zu liegen.

Auch über Gustav von Aschenbach hatte ich eine Geschichte geschrieben, die weitaus wohlwollender war. Doch gab es auch hier einen Pferdefuß: Von Aschenbachs Lesung in der Erich-Mielke-Schule, die in meiner Geschichte der Vergangenheit angehört, lag bei Erscheinen des Buches noch in der Zukunft. Ein unerhörter, beispielloser Vorgang! Großsprecherisch wurde da von einem Ereignis berichtet, das noch gar nicht stattgefunden hatte! Sogar die vielbeschäftigte Boa – ich staunte nicht schlecht – war mir auf die Schliche gekommen und klagte mich in einem Schreiben an das Schulamt der Überheblichkeit an, obwohl von Aschenbach doch durchaus nicht enttäuscht hatte und sein Auftritt am Ende noch fulminanter war, als ich es beschrieben hatte.

Unser Autor allerdings, das sei gestanden, wußte von nichts. Wohlweislich hatte ich von Aschenbach über die Diskrepanz zwischen Leben und Literatur im unklaren gelassen und mich entschieden, ihm das Buch nach der Lesung mit der Post zu schicken – als alles vorbei war.

Ich war mit meiner Geschichte freilich ein Risiko eingegangen, denn von Aschenbach hatte Vorbehalte, in einer Schule zu lesen, die den Namen Erich Mielkes trug. Die Umbenennung war übrigens der Boa zu verdanken, die sich leidenschaftlich dafür eingesetzt hatte. Man munkelte sogar von abgründigen Voodoo-Ritualen, bei denen sich die Boa immer

und immer wieder Mielkes berüchtigte letzte Rede vor der Volkskammer der DDR angeschaut hatte, in der der Minister seine wahren Gefühle offenbart: „Ich liebe doch alle, alle Menschen!“

Gustav von Aschenbach also, der Schöngeist und trotzig Anhänger der Monarchie, hatte Bedenken, sich den Blicken Erich Mielkes auszusetzen, dessen Konterfei die Wände der Schule schmückte. Aber stand einer wie von Aschenbach nicht ohnehin auf Verlorenem Posten? Denn dreißig Jahre nach dem Mauerfall konnte ja kein Zweifel mehr daran bestehen, welchen geheimen Sinn die Deutsche Einheit hatte: Nicht der Westen hatte sich den Osten einverleibt, sondern umgekehrt: Der Osten war es gewesen, der – von den meisten unbemerkt – vom Westen Besitz ergriffen hatte.

Allzu leichtfertig setzte ich mich über von Aschenbachs Bedenken hinweg – schließlich konnte er im letzten Augenblick noch absagen – und ließ kurz vor der Lesung eine afrikanische Party steigen, um den Event zu begießen. Ich hatte meinen Lektor und den Frankfurter eingeladen, die in meiner Geschichte über von Aschenbach auftreten. Mit meiner Freundin holte ich die beiden am Bahnhof ab, die sie an Dick und Doof erinnerten – aus ihrem Munde freilich ein zweifelhaftes Kompliment, da meiner Freundin die beiden Komiker schon immer verdächtig gewesen waren. Nachdem wir den Schwarzen Riesen im Wagen verstaubt hatten und auch der Frankfurter

ein Schlupfloch gefunden hatte, stand unserer Sitzung nichts mehr im Wege – wie der Lektor dergleichen Partys zu bezeichnen pflegt, um ihnen eine geschäftliche Weihe zu verleihen. Feierlich überreichte ich dem Schwarzen Riesen siebzig meiner Bücher, die er unter die Leute zu bringen gedachte. Dabei handelte es sich, wie er mir versicherte, nicht allein um literarisch Gebildete, sondern auch um Taxifahrer, Stammtischbrüder und Therapeutinnen.

So heiter und ausgelassen die Party auch verlief, so tief ergriff den Frankfurter und mich das Unglück des Schwarzen Riesen, der – unbeweibt – in großer Einsamkeit lebte. Der Frankfurter – immer auf der Suche nach Auswegen – wartete sogleich mit einer zündenden Idee auf: „Wie wäre es denn, wenn wir alle drei nach Nigeria flögen?“ Dort gebe es Frauen in Hülle und Fülle, unter denen sich auch eine für den Lektor fände. Traurig winkte der Schwarze Riese ab: Das ginge nun leider nicht, denn er sei schon mit fünf Frauen verheiratet. Das verschlug uns die Sprache, und wir gönnten uns einen Schluck Kaffee, bevor wir uns wieder den Büchern zuwandten.

Wir ließen die platonischen Ehen des Schwarzen Riesen auf sich beruhen und näherten uns dem Höhepunkt der Sitzung: Wir hatten nämlich beschlossen, ein Exemplar meines Buches Gustav von Aschenbach zuzueignen, von uns allen unterschrieben. Auch dies ein unerhörter und beispielloser Vorgang – daß sich nicht nur die Autorin in einem